

Am Anfang sagten viele das Virus kenne und respektiere keine Grenzen und betreffe alle. Covid-19 sei demokratisch. Wir haben uns getäuscht.

Ich habe mit WhatsApp auf meinem Telefon einem Mann dabei geholfen, seinen Vater am Beatmungsgerät zu sehen, nachdem es diesem nicht gelungen war, das Zoomsystem auf den Tablets des Krankenhauses zu verstehen. Der Sohn war in Haiti. Man hatte ihm gesagt, sein Vater stünde kurz vor dem »Crash« – ein Wort, das man in Krankenhäusern benutzt, wenn die Lungen versagen. Computercrash, Börsencrash, Autocrash. Und jetzt der Lungencrash.

Der Ton auf meinem Telefon hat nicht funktioniert, allerdings war sein Vater im künstlichen Koma, und so versicherte mir der Mann, es würde ihn nicht stören – er wolle einfach seinen Vater sehen. Als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, hielt die Internetverbindung den Videoanruf für jeweils höchstens fünfzehn Sekunden aufrecht, weshalb wir schnell dazu übergingen, dass er einfach zurückrief und ich die Kamera jedes Mal drehte, damit er seinen Vater sehen konnte. Wir haben das ungefähr ein Dutzend Mal gemacht, bis er mich anrief und sagte: »Ok, das reicht.«

In all dem lag eine eigenartige und unverhoffte Vertrautheit: nicht allein bei einem solchen Moment dabei zu sein, sondern ihn zu sehen, wie er seinen Vater sieht. Ich bekomme die Gelassenheit seines Gesichtsausdrucks nicht aus dem Kopf. Manche begrüßen ihr Schicksal mit solcher Größe.

* * *

Ein Ideal, das mir lange viel bedeutete, hat sich durch das Coronavirus verändert. Eine Voreingenommenheit, die, wie ich jetzt rea-

lisiere, typisch amerikanisch ist: Das, was wir unter unserer Liebe zur Freiheit verstehen. Mein Verständnis davon hat sich zum Einen im Zuge eines Kurses über Zeit und Psychoanalyse verschoben, den ich für die New School for Social Research in New York auf Zoom unterrichtete. Zum Anderen durch meine Arbeit als Psychotherapeutin in der Palliativpflege und meinen Kontakt zu den Familien von Angehörigen, die krank waren oder im Sterben lagen. Meine Arbeit bestand darin, wenn möglich ein Puffer zwischen Pfleger*innen und Ärzt*innen und in all diesen verängstigten Kommunikationsversuchen innerhalb der Familien zu sein.

Diese Geschichte zu erzählen, fühlt sich seltsam an: Sie handelt von überholten Idealen, davon, wie Zeit für eine einzelne Person vergeht, und von dem Willen, am Ende des Lebens zu handeln und zu sprechen. Sie handelt auch von der Sorge, die man tragen muss, wenn man von den Sterbenden oder Toten spricht. Zumal das Krankenhaus, in dem ich bin (dessen Namen ich nicht nenne, um die Privatsphäre der Patient*innen und Mitarbeiter*innen zu schützen), eine Reihe von Problemen hat – Probleme, die sich immer genau die Person zu eigen macht, die bereit ist, Verantwortung dafür zu übernehmen, und diese Person muss sich jedes Mal neu finden; Patient*innen, die von meinem Krankenhaus ins Notfallkrankenhaus, das Jarvis Center, verlegt wurden, durften ihre Sachen nicht mitnehmen. Viele, die gingen, sind mittlerweile verstorben und die Angehörigen wollen ihre Sachen zurück, die sind aber oft nicht mehr auffindbar. Vielleicht sind sie mit den Sachen von anderen Verstorbenen verwechselt worden. Also muss jemand in die Leichenhalle und nachsehen. Könnte diese Person ich sein? Ich zögere.

In dem Kurs, den ich unterrichtet habe, haben wir einen Text von Jacques Lacan diskutiert, der das Gefangenendilemma aus der Spieltheorie dazu benutzt, drei Arten von Zeit zu erklären. In Lacans Version des Rätsels gibt es: den »Augenblick des Blicks, die Zeit um zu verstehen«, und den »Moment zu schließen«. Im ersten Moment sehe ich die anderen an und versuche zu entscheiden, was ich bin und was ich nicht bin. Ich sehe etwas – das Coronavirus in China zum Beispiel – aber weiß nicht, was genau das über mich sagt. Bin ich infiziert? Ich lebe nicht in China. Das ist nicht mein Problem; das ist deren Problem. Dieses Problem

stellt sich noch nicht einmal. Das ist der »Augenblick des Blicks«: andere sterben sehen und schnell abwägen, was das für mich bedeutet.

Darauf folgt die zweite Art von Zeit, die »Zeit um zu verstehen«, eine Zeit des Nachdenkens, in der ich versuche, mich selbst mit und unter anderen zu verstehen. In dieser Zeit drängt sich eine große Menge Information zusammen, die allerdings keinerlei Schlussfolgerung über unser eigenes Dilemma der Gefangenschaft zulässt – darüber, wer von uns gehen kann, wie viele infiziert sind, was bei früheren Virusausbrüchen passiert ist, was die anderen sagen (Statistiken, Statistiken und noch mehr Statistiken, Fachleute, Fachleute und noch mehr Fachleute). »An einem gewissen Punkt«, sagt Lacan, »haben wir die *Zeit*, um den *Moment* zu *schließen* zu *verstehen*, überschritten«, was bedeutet, dass jetzt »der *Moment* ist, um die *Zeit* zu *verstehen* zu *schließen*«. In diesem Moment beißt sich die Katze in den Schwanz: So viel Information, aber wer wird eine Entscheidung treffen? Irgendwer muss Verantwortung übernehmen. Irgendwer muss etwas tun. Wir sehen uns dabei zu, wie wir zögern. Die Zeit drängt und rüttelt an uns.

* * *

Das Krankenhaus erlaubt den Besuch von zwei Familienmitgliedern, wenn ein Patient bald stirbt, allerdings muss den Angehörigen klar sein, dass sie das Risiko eingehen, sich mit dem Coronavirus zu infizieren. Ich nehme zwei Söhne in Empfang, die aus New Hampshire bzw. Rhode Island nach New York City gekommen sind, um ihre Mutter zu sehen. Ihre Schwester lässt sie ins Zimmer gehen, während sie sich mit einem Tablet aus der Lobby zuschalten wird, das ich besorgen werde.

Ich helfe den Männern in ihre Schutzkleidung. Ich mache an der Station Halt und gebe den Pflegekräften Bescheid, dass ich mir ein Tablet mit Fahrgestell borge und es gleich zurückbringe. Wir gehen ins Zimmer der Mutter. Eine Pflegerin kommt mir hinterher und wettert, dass ich nicht einfach irgendwelche Sachen mitnehmen kann. Die Söhne sehen mich an, ohnehin schon geschockt genug von der Szenerie, durch die sie gehen und auf die sie zulaufen.

Ich versuche, der Pflegerin zu erklären, dass sie hier sind, um sich von ihrer Mutter zu verabschieden, aber sie hört nicht zu. Sie greift nach dem Fahrgestell und bemerkt, dass zwei Rollen fehlen. »Du hast dir das genommen und jetzt ist es kaputt«, schnauzt sie wütend. »Sieh zu, dass du diese Rollen findest!«

Ich bringe sie aus dem Zimmer, in dem die zwei Brüder gerade ihrer Mutter am Beatmungsgerät und im künstlichen Koma begegnen. Die Pflegerin und ich sehen eine der Rollen auf dem Boden. Ich gehe hin und hebe sie auf, allerdings schreit sie mich noch immer an und will wissen, wo die andere Rolle und ob ich eigentlich noch ganz dicht sei. Ich gebe es auf, sie beruhigen zu wollen, gehe weg und brumme im Vorbeigehen eine Entschuldigung.

Sobald die Luft rein ist, schnappe ich mir ein anderes Tablet mit Fahrgestell: Ich kann nur noch an die Schwester denken, die draußen geblieben ist und entschieden hat, ihre Mutter nicht im Krankenzimmer aufzusuchen, und daran, wie ich sie über Zoom ins Zimmer bringen kann. Hinter mir höre ich, wie die Pflegerin ein weiteres Mal auf mich zustürmt und sehe, wie eine Gruppe von Leuten sie aufhält und sie zu beruhigen versucht. Eine kommt zu mir rüber und fragt mich, was los ist. Nach nur wenigen Worten über die Familie und meine Aufgaben in der Palliativpflege scheint sie zu verstehen und sagt mir, ich solle zurückgehen, sie kümmere sich darum.

Ich stelle für die Schwester die Verbindung auf dem Tablet her, und sie sieht ihren Brüdern dabei zu, wie sie ihrer Mutter sanft über die Stirn streichen und ihre Beine liebkosen. Ich sehe das zum ersten Mal, da alles Vergleichbare, was ich bisher im Krankenhaus erlebt habe, nur virtuell passiert ist. Nach einer Weile entscheiden sie, dass sie genug Zeit mit ihr verbracht haben.

Als wir den Raum verlassen, dreht sich einer der Brüder noch einmal um und fragt mich, was das für ein Gerät sei, das zwei Lungen auf dem Bildschirm zeigt, die in greller grüner Farbe auf einem anatomisch nachgezeichneten Körper zwischen vielen anderen Organen aufleuchten. Er fragt mich, ob das ein aktuelles Bild der Lungen seiner Mutter sei; ihre Nieren haben versagt, erklärt er mir, aber als er nach den Nieren sucht, findet er sie auf dem Bildschirm nicht angezeigt.

Eigentlich ist das einfach nur eine Standardanzeige, die signalisieren soll, dass das Beatmungsgerät funktioniert. Als ich sie zum ersten Mal sah, war ich auch fasziniert von den grünen Lungen, die wirken, als wären sie mehr als ein bloßer Hinweis, dass das Gerät eingeschaltet ist. Ich höre dem Sohn zu: Ich begreife sein Begehren, etwas zu sehen, das ihm Aufschluss darüber gibt, was im Innern seiner Mutter passiert sein soll.

Ich erkläre den beiden Männern, dass sie ihre Handschuhe und die Schutzkleidung ausziehen und sich die Hände waschen sollen. Wir waschen unsere Toten nicht mehr, wir fassen sie noch nicht einmal mehr an. Stattdessen waschen wir uns selbst, wenn wir in ihrer Nähe waren. Aber jedes Ritual kann sich heilig anfühlen, allerdings nur für eine einzige Sekunde – bevor die Pflegerin sauer wird, weil wir den falschen Abfallcontainer benutzt haben.

»Hier drin ist die Hölle los«, sagen sie zu mir, als wir auf den Aufzug warten. Ihre Augen sind rot und voller Tränen. Ich erzähle ihnen, dass es mittlerweile eigentlich ruhiger geworden ist. Genau deshalb wächst die Anspannung unter dem Personal, alle sind müde, haben endlich ein wenig Luft zum Atmen, und dann kommt vieles hoch. »Da drin ist die Hölle los«, sagt er wieder, dieses Mal zu seiner Schwester in der Lobby. »Sie hat sich einiges gefallen lassen für uns.«

»Ich nehme das nicht persönlich«, sage ich ihnen. Ich erinnere mich an die Nacht zuvor, als eine Pflegerin verärgert war, dass ihr keiner den neuen Ablaufplan mitgeteilt hatte, der nun galt, wenn ein*e Patient*in gestorben war: Sie sollte ab jetzt die Infusionsleitungen nicht mehr aus dem Körper des*r Verstorbenen ziehen, um nicht noch mehr Kontakt zu riskieren. »Es wäre schön, wenn hier irgendwer verdammt noch einmal kommunizieren würde, was eigentlich abgeht«, sagt sie zu der Person, die ihre Schicht übernimmt. Das wäre schön.

* * *

Der »Moment zu schließen« stellt sich ein, wenn jemand die Zeit beim Schopf packt, und dieser Akt ist Lacans Schema zufolge der bis dahin subjektivste Moment im Prozess des Vergehens der Zeit. Insofern man sich aber darauf einlässt, etwas Entscheidendes zu

tun oder ein Urteil zu fällen, dessen Wertigkeit oder Konsequenzen erst im Nachhinein deutlich werden, ist es am Ende ein nicht-subjektiver, unpersönlicher Prozess. Du überlässt dich der Geschichte, egal ob du deine eigene Unabhängigkeitserklärung abgibst.

Nichts gibt einem Gewissheit darüber, dass man richtig handelt. Es geht hier um vollkommene Verantwortung und um absolutes Ausgeliefertsein. Bei all dem ist sogar so etwas wie Gleichmut möglich, sobald man sich nicht mehr dazu zwingt oder unter Druck setzt, das zu verstehen, was weder einen definitiven noch garantierten Ausgang hat. Das Verstehen nimmt kein Ende, genauso wie die Frage: »Warum?« Der erste Augenblick und der letzte Moment schließen den Kreis der Zeit. Dann startet der ganze Mechanismus von vorne.

Sobald jemand etwas tut, beschleunigt das häufig die Reaktionen der anderen – alle rennen zur Tür. Eine Tat setzt die anderen unter Zugzwang. Wenn einmal der »Moment zu schließen« im Vordergrund steht, geht es nicht bloß darum, dass wirklich etwas auf dem Spiel steht, oder um den Wettbewerb, der losgetreten wird, oder die Angst vor dem, was die andere Person sagen wird und welche Konsequenzen das für uns alle hat. Das alles ist Teil dessen und gehört dazu, allerdings hat Lacan große Mühe, die logische Abfolge dieser drei Phasen zu begründen, Phasen, von denen er sagt, der*die Psychoanalytiker*in behandle sie wie Tonerde.

Auf der einen Seite, sagt Lacan, ist dieses intersubjektive Problem simple Massenpsychologie, eine reine Massenpanik, die sich durch und durch zur Barbarei versteigt. Eine Tat kann also auf gefährliche Weise ansteckend wirken oder zu Anpassung führen. Auf der anderen Seite sichert sie individueller Macht und Verantwortung jenen Spielraum zu, innerhalb dessen man »Ich« sagen kann – wie zum Beispiel in »Ich bin ein Mann«, »Ich gehe«, »Ich habe absolute Autorität«, »Ich liebe dich«, oder »Ich gehe zur Leichenhalle«.

Ich habe nie verstanden, warum die Psychoanalyse so eine Verachtung für die Idee der Freiheit hegt. Es kam mir immer wie eine eigenwillige Affizierung der französischen Intellektuellen vor: »Je ne parle jamais de liberté«, sagte Lacan einmal. Amerika-

ner*innen wiederum begrüßen diese Idee mit offenen Armen: Befreit Michigan! Im Fernsehen in der Lobby des Krankenhauses ist eine wütende Frau mit einem Schild zu sehen, auf dem steht: »Gebt mir meine Freiheit oder lasst mich sterben!«

Ich verstehe ein wenig besser, was Lacan meinte, als er sagte, dass der treuste Begleiter der Freiheit der Wahnsinn ist. Der Wille, so etwas wie Zusammengehörigkeit zu zeigen, entweder als einheitliche Person oder als Gemeinschaft, zieht häufig ein bestimmtes Opfer nach sich, damit eine »bitter jubelnde Befriedigung« empfunden werden kann – das, was Lacan auch die »suizidale Aggression des Narzissmus« nennt. »Ich hoffe, sie finden mit der Freiheit das, wonach Sie suchen«, kontert Lacan, und zitiert aus Molières *Menschenfeind*:

*... fern von hier ein Plätzchen mir erkunden,
Wo man so frei sein darf, ein Ehrenmann zu sein.*

Die Lehre daraus ist, dass man sich entweder dem Gruppenzwang beugt oder so schnell wie möglich versucht, vor allen anderen rauszukommen. Es mag sein, dass wir uns informierte, besonnene und mutige Entscheidungen wünschen – die Freiheit, die in der Vision eines persönlichen Willens impliziert ist – allerdings kann man davon nicht immer ausgehen; denn in der Tat wird das auf unterschiedlichste Weisen von anderen und ihrem Tun verhindert. Es handelt sich hier um eine Vision weniger der Freiheit als vielmehr der Führungsqualität, darum, wie verbunden und abhängig wir voneinander sind. Lacan sagt, es wäre besser, wenn wir uns für Wahrheit statt für Freiheit interessieren und uns fragen, wie wir Wahrheit schaffen können, insbesondere eine Wahrheit, die für mehr als nur eine Person oder ein Leben gilt.

»Es ist also nicht so, dass ich mich von dem gesellschaftlichen Drama abwende, das unsere Zeit beherrscht«, schreibt Lacan darüber, warum auf der ganzen Welt Blut vergossen wird, »es ist so, dass das Spiel meiner Marionette einem*r jeden*r von uns das Risiko verdeutlicht, das ihn*sie in Versuchung führt, wann immer es um die Freiheit geht.« Was aber sorgt dafür, dass unser Freiheitsstreben im Wahnsinn endet? Was führt uns in Versuchung? Lacan fährt fort:

»Ein geschwächter Organismus, eine übermäßige Einbildungskraft, und Konflikte, die einen überfordern, sind noch kein Grund, wahnsinnig zu werden. Es kann sein, dass ein Körper in bestem Zustand, starke Identifizierungen und ein Wink des Schicksals, so wie er in den Sternen steht, einen eher dazu bringen, den Wahnsinn verführerisch zu finden.«

In Lacans dritter Phase, dem »Moment zu schließen«, vollzieht sich der Prozess des Ent-Identifizierens, während dem man Abstand nimmt von den Bildern der anderen, die sich im »Augenblick des Blicks« aufdrängen, dieses Anblicken der anderen, um zu sehen, was jemand tatsächlich oder möglicherweise versteht. Der Moment der Abgrenzung von der Herde, vielleicht sogar der Distanzierung von deren Gesinnung. Diese Ent-Identifizierung macht es möglich, die Situation genauer einzuschätzen, jedoch bleibt das eine Einschätzung, die niemals vollständig ist, eine Einschätzung, die noch immer einen guten »Glauben« oder die Antizipation einer Gewissheit erfordert, das Überschreiten einer Kluft.

Genau das macht es so schwierig, zu handeln, vor allem wenn man für andere oder im Namen anderer handelt, als ein*e Bevollmächtigte*r oder ein*e Stellvertreter*in. Für Rousseau war das pure Magie, eine alchemistische Illusion, die besagt, dass eine*r für alle stehen kann. Es geht um den Willen eines*r Einzelnen, allerdings nur für einen kurzen Moment. Wir besitzen lediglich die Freiheit, »das zu werden, was wir sind«, sagt Lacan, »die Schlinge des Schicksals« zu sehen, das uns eine Freiheit vortäuscht, »von der wir uns nicht das Geringste erobert haben.«

* * *

Eine siebzigjährige Tochter versucht, ins Krankenhaus zu gelangen, um ihren hundertjährigen Vater zu sehen, dem es zumindest im Moment ganz gut geht. Ich gehe runter, um mit ihr in der Lobby zu reden, wo das Sicherheitspersonal bereits ein Auge auf sie geworfen hat.

»Zwei Monate lang durfte ich nicht ins Pflegeheim und jetzt ist er trotzdem krank geworden«, sagt sie, »Was soll das? Wie

konnte das passieren? Mein ganzes Leben dreht sich um ihn. Was bilden die sich ein, wenn sie mir sagen, ich kann ihn nicht besuchen, jetzt, wo er krank ist.« Wir unterhalten uns eine Weile. Sie erzählt mir unter Tränen, dass ihre Therapeutin sagt, ihr Vater dürfe nicht das Wichtigste in ihrem Leben sein. Jeder hat seine Zeit. Seine Zeit wird kommen. Doch sie reagiert trotzig.

»Ich bin nicht verheiratet. Ich habe keine Kinder«, sagt sie. »Er ist mein ganzes Leben. Was soll ich denn machen?« Die Haltung, die sie damit einnimmt, beginnt zu wanken, aus zweien wird eine*r. »Er will mich sehen! Er muss wissen, dass ich hier bin. Er hätte wissen wollen, dass ich für ihn da war. Ich bin sein ganzes Leben. Sie können mich nicht aufhalten.« Sie gibt sich damit zufrieden, ihn auf dem Tablet in der Lobby zu sehen. »Ihre Tochter ist da«, schreit die Pflegerin den fast tauben Vater der Frau an.

»Daddy! Ich bin da. Ich liebe dich. Daddy, ich werde versuchen, ohne dich weiter zu leben, wie du gesagt hast, aber Daddy, ich liebe dich. Ich bin ins Krankenhaus gekommen.« Sie macht wilde Gesten und wirft ihm Kuschhände zu. Dabei sieht sie wie ein Mädchen aus. Es wirkt fast so, als sei sie mit dem Ergebnis ihres leidenschaftlichen Auftritts zufrieden, da zögert sie plötzlich: »Er versteht nichts von Technik, er ist hundert Jahre alt: Wie soll er wissen, dass ich ins Krankenhaus gekommen bin? Wie soll er wissen, dass ich hier bin?«

»Er weiß es«, erwidere ich. »Das ganze Krankenhaus weiß, dass Sie hier sind.« (Was im Übrigen wirklich stimmt.) Sie lacht, macht eine Pause, als ob sie spüren wollte, wie weit die Liebe reicht, die sie ausstrahlt und sagt schließlich: »Er würde nicht wollen, dass ich krank werde. Ich sollte besser gehen.« Ich gebe ihr ein Paar Handschuhe und eine Maske, da sie keinerlei Schutz trug, als sie ankam. Als sie schließlich das Krankenhaus verlässt, motzt sie den Mann, der ihr die Tür öffnet, dafür an, dass er keine Handschuhe trägt. Eigenartig, nachdem sie unbedingt die Ausnahme der Regel sein wollte.

Diese Tochter berührt mich: Sie kommt mir vor wie eine Antigone aus Coney Island. Ein bisschen davon steckt auch in mir, der Person, die ihren Weg als Freiwillige ins Krankenhaus gefunden hat, eine Person, die weiß, wie sie Türen aufstoßen

kann, die als geschlossen gelten. Wofür das Ganze, weiß ich allerdings nicht. Sicherlich nicht für die Freiheit. Vielleicht um dem Tod näher zu sein. Um der Passivschleife dieser Zeit zu entgehen.

Mir war klar, was diese Tochter in ihren Siebzigern war, oder besser: Was sie schon immer gewesen ist – Papas kleines Mädchen. Ich weiß nicht, was ohne ihren Vater aus ihr werden wird. Der Psychoanalyse zufolge gehören Liebe, Freiheit und Wahnsinn in ihrem Streben nach »Einssein« zusammen, eine Wahrheit, die ich als Amerikanerin nicht besonders mag. Aber die Wahrheit ist immer anderswo, an einem anderen Ort als in diesem Triumphvirat. Derjenige, den diese Frau zum Mittelpunkt ihres Lebens gemacht hat, wird sie sehr wahrscheinlich verlassen, bevor sie es selbst tut. Diesen Umstand hält ihre selbstmörderische Aggression verborgen, eine Verbohrtheit, die die derzeitige Hysterie dieses Landes widerspiegelt.

Ich gehe wieder nach oben auf die improvisierte Intensivstation. Ich muss noch einige Anrufe betreuen, bevor ich die Arbeit für heute beende. Eine muslimische Familie, die die letzten zwei Tage damit zugebracht hat, ihrer Großmutter am Beatmungsgerät »Hallo« entgegen zu schreien – Telefonate, die von Zusammenbrüchen und Tränen unterbrochen sind –, hat ein neues Format für diese Anrufe gefunden: Sie spielen ihr Gebetsgesänge vor, deren Klänge auf der gesamten Intensivstation vernehmbar sind.

Der letzte Anruf. Ein Sohn wirft sich einen Gebetsschal um und liest seinem Vater Psalm 115 vor:

*Warum sollen die Völker sagen: »Wo ist denn ihr Gott?«
Unser Gott, er ist im Himmel, alles, was ihm gefällt, vollbringt
er.
Ihre Götzen sind nur Silber und Gold, Machwerk von Menschen-
hand.
Sie haben einen Mund und reden nicht, sie haben Augen und
sehen nicht,
sie haben Ohren und hören nicht, sie haben eine Nase und riechen
nicht;
ihre Hände, sie greifen nicht, ihre Füße, sie gehen nicht, sie
bringen keinen Laut hervor aus ihrer Kehle.*

Ich kenne zwar den Bibelvers nicht, aber Shakespeares Variante davon: »Der letzte Akt, mit dem / Die seltsam wechselnde Geschichte schließt, / Ist zweite Kindheit, gänzlich Vergessen, / Ohn' Augen, ohne Zahn, Geschmack und alles.« Ich bewege mich von der Sinnlosigkeit falscher Idole zum Bild des Todes, der alle Sinne auslöscht.

Diese Worte kommen während der virtuellen Kontaktaufnahme mit der Sterbenden, ein Moment, den ich arrangiert habe: Im Angesicht der nackten Tatsache des Beatmungsgeräts und des künstlichen Komas gibt es dennoch dieses Bedürfnis, auch über die Distanz hinweg zu einem*r anderen zu sprechen, der*die nicht antworten kann. Wo ist ihr Gott? Das Coronavirus macht dem falschen Götzenbild der Freiheit ein Ende – für mich, vielleicht auch für andere. Obwohl ich nicht religiös bin, bin ich in diesem Moment dankbar für die Sprachgewalt, für den Vers, dafür, das miterlebt zu haben. Ich glaube, die einzige Freiheit, die die Psychoanalyse schafft, ist der Vorrang der Redefreiheit: Sag alles. Sprich und schlage dabei falsche Idole kaputt. Sprich und werde du selbst. Sprich in diesem letzten Akt, mit dem die seltsam wechselnde Geschichte endet. Der Rest ist Schweigen. —